

Von der Anziehungskraft rätischer Ortsnamen in früherer Zeit

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Romanica Raetica : perscrutaziun da l'intschess rumantsch**

Band (Jahr): **8 (1993)**

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von der Anziehungskraft rätischer Ortsnamen in früherer Zeit

(in: NZZ, Literatur und Kunst Nr. 825 (23), Blatt 6–7, vom
28.2.1965)

12. Von der Anziehungskraft rätischer Ortsnamen in früherer Zeit

«Die Bündner sind zwar Demokraten vom reinsten Wasser; aber auf eine lange Ahnenreihe, auf uraltes adeliges Geschlecht halten sie ein hübsches Stück. Es ist bei ihnen eine fest eingewurzelte Meinung, dass die Menschenkinder um sie her alle fremden Blutes und späteren Abkommens sind, während sie selbst unter ihren Stammvätern den Aeneas, den Numa Pompilius, den Raetus dux des Livius, die Lukumonen Etruriens und den Fabius der weltbeherrschenden Roma zählen». So argumentierte vor hundert Jahren der Vinschgauer *Pirmin Rufinatscha* in sicherer Distanz von Meran aus. Der einzigartige Prachtsbau, so meinte er, den sich der bündnerische Lokalpatriotismus aus der Sprache, den Orts- und Geschichtsnamen errichtet habe, werde dereinst von der echten Sprachforschung hinweggefegt werden.

Seither hat sich – wie bei den rätischen Trutzburgen – manch schwerer Quaderstein aus dem Mauerwerk gelöst. Im grossen und ganzen haben jedoch die ältesten Zeugen, die Dorf-, Gemeinde-, Fluss- und Talnamen, die Erwartungen Rufinatschas enttäuscht. Wie viele Deutungsversuche mussten sie über sich ergehen lassen und wie viele werden es in Zukunft noch sein? Gewiss denkt niemand mehr daran, den Bündnern, ihrer Namen willen, eine direkte Abstammung von den Gründern Roms zu verbriefen. Doch Namen wie *Trun, Schlans, Ruschein, Pitasch, Trin, Tusaun, Susch, Samedan, Zernez, Ardez*, Flussnamen wie *Glogn/Glenner, Gelgia/Julia*, Talchaftsbezeichnungen wie *Stussavia/Safien*, die noch älter sind als die Römer, haben ihr Geheimnis bewahrt. Die Bündner dürfen somit auch fürderhin auf ihre unergründlichen Namen stolz sein.

*

Aussagen griechisch-römischer Geographen und Geschichtsschreiber schufen – wie so oft – die Voraussetzungen für ein eigentliches Netz fabelhafter Kombinationen. Polybios erwähnt die «*Raitioi*» (Räter). Titus Livius – als Paduaner ein nächster Nachbar Rätiens – verbreitet die Kunde von der sagenhaften Abkunft der Räter von den Etruskern, die durch den Einfall der Kelten in die Poebene ins Gebirge abgedrängt wurden. Mit Justinus (beziehungsweise Pompejus Trogus) und dem Comasker Plinius dem Jüngeren erhalten diese Flüchtlinge den eponymischen Führer, Raetus. Hat man in

dem von den Stürmen der Völkerwanderung verhältnismässig verschonten Rätien Lust und Musse gehabt, diese Geschichten weiter auszuschnürcn? Wir wissen es nicht. Zur Zeit der Viktoriden und Karolinger erwacht jedenfalls ein «gewisses» Interesse an den Ortsnamen. Das erhellt aus Urkunden wie dem Tellotestament (765) oder dem sogenannten Reichsurbar (1. Hälfte 9. Jh.). Bilden darin auftretende Ortsnamen wie *Secanium*, *Taurontum*, *Selaunum*, *Iliande*, *Mentaune*, *Ramnene* wirklich die Grundformen oder Zwischenstufen zu *Sagogn/Sagens*, *Trun*, *Schlans*, *Glion/Ilanz*, *Mathon*, *Rumein*, oder sind sie – was naheliegender ist – als latinisierende, vielleicht sogar als etymologisierende Versuche der Schreiber zu werten? Man tut gut daran, auf der Hut zu sein. Dass man schon früh dem falschen Etymologisieren erlag, zeigt ein Beleg von 865, wo eine Deutung wie die folgende versucht wird: «Curwalam, id est comitatum Cornu Galliae».

Vollends in Schwung kommt das Ortsnamengeschäft erst mit dem Eindringen humanistischen Gedankengutes nach Bünden. Wo hatten sich jene rasennischen Flüchtlinge, Vertreter einer hochstehenden Kultur, niedergelassen? Doch nur im mildesten Alpental, in der *Vallis domestica* (Domleschg), wo sie nach und nach *Thusciana* (Thusis), *Raetia ima* (Rhäzüns) und, schon rauheren Winden ausgesetzt, *Raetia ampla* (Riom/Reams) gründeten. Die vielen Burgen dieser Gegend Mittelbündens waren ebensowenig zu übersehen wie die zahlreichen Adelsgeschlechter. Es schien niemanden zu stören, dass sie zumeist einen guten deutschen Klang hatten. «Noch beruempt sich das landuolck in den selben Alpgepirgen des adels zuo sin / die noch in ruhen thaelern sitzend», schreibt in der «Vralt wahrhaftig Alpisch Rhetia» (1538) Gilg Tschudi, der ehemalige Landvogt der gemeinen Herrschaft von Sargans und Schlossherr von Gräpplang. Tschudi, der sich teilweise auf Beatus Rhenanus, Gla-rean, Vadian und Pirckheimer stützt, vermerkt eifrig die Äusserungen älterer Geschichtsschreiber und Chronisten, von Polybios und Livius bis hinauf ins 12. Jahrhundert. Bei ihm findet sich auch schon die Ansicht, die höchsten Alpentäler (Oberwallis, Urseren, Tavetsch und Medels sowie das Rheinwald) seien nicht von Etruskern, sondern von Lepontiern, einem keltischen Zweige, bewohnt gewesen, von denen lediglich die Medelser und Tavetscher ihre ursprüngliche «deutsche» Sprache aufgegeben hätten.

Aus eigener Anschauung kannte Tschudi wohl nur das Rheingebiet und dessen Alpenübergänge. Das Engadin behandelt er nur am Rande. Tschudis Ausführungen zur Abstammung wurden im Bündner Oberland, wie es scheint, nicht mit Begeisterung aufgenommen.

Man hätte doch lieber die berühmten, geschichtlich fassbaren Römer als Ahnherren gesehen. Unzufrieden mit dem Glarner Chronisten mochte man aber ganz besonders an den Ufern des Inns sein.

Engadiner Humanisten haben jedoch den Abstand mehr als wettgemacht. Wer die neue bestechende Fabel erdacht, ist schwer zu sagen. War es Gian Travers, war es Champel oder dessen Lehrer Philipp Gallicius? *Champel* (Topographie und Rätische Geschichte) wartet jedenfalls mit einem abgerundeten Beitrag über die Abstammung der Engadiner und ihrer Sprache auf. Er knüpft an eine Stelle bei Plinius dem Jüngeren an, wonach zur Zeit des Ersten Punischen Krieges viele Adelige vor dem herannahenden Hannibal geflüchtet sein sollen. Wohin? Die Analogie zur vorgeschichtlichen Einwanderung der Etrusker unter Raetus drängte sich auf. Selbstredend wichen auch sie in die Alpen aus, doch ging es diesmal ins Engadin. Die Benennungen *ladin* und *Ladins* bürgten allein schon dafür, dass es sich um waschechte Latiner aus Latium gehandelt haben muss. Zu eigentlichen Kronzeugen rückten die Orts- und Familiennamen auf. *Susch/Süs* erinnerte an das bei Cicero und anderen antiken Schriftstellern erwähnte *Suessa* (oder an *Sousa* im Piemont), *Lavin* verband man mit *Lavinium*, einer nach der Gemahlin des Aeneas benannten römischen Stadt. *Zernez* klang an *Cernetum* an, *Ardez* an *Ardea*, *Zuoz* an *Tutium*, *Samnaun* an den Gentilnamen *Samnites*, *Sils* an *Suillates*, *Sent* an *Sentinales*, *Vetan* an *Vettones*, *Danuder/Nauders* an *Oenotrii*, *Albula* an *Albula flumen* (den alten Namen des Tiber), *Umbrail* an *Umbria*. Selbst der *Olympus* - beileibe kein italischer Berg - schaute oberhalb Lavin als *Glymps* gutmütig auf das Treiben dieses Völkchens hernieder. Roeder und Tschanner (Der Kanton Graubünden, historisch, geographisch, statistisch geschildert, 1831) zitieren in diesem Zusammenhang eine angebliche Stelle aus Plinius (III, 6): «*Vettones, Cernetani, Lavinii, Oenotrii, Sentinales, Suillates sunt populi de regione Umbria, quorum oppida Tusci debellarunt*». Bei Plinius fahndet man vergeblich nach einem derartigen Passus. Immerhin lässt sich bei ihm mit grosser Geduld und Anstrengung allerlei Brauchbares aus den verschiedensten Abschnitten zusammentragen. So erwähnt er etwa die *Oenotrii, Samnitibus, Cernetani, Se(n)tini, Tutienses, Suillates, Vetonenses, den Albula flumen* und dergleichen.

Aussagekraft kam in dieser Beweisführung auch den Familiennamen zu. *Plantas* als römische Würdenträger waren in antiken Schriften mehrfach bezeugt. Und die Bärenpranke im Wappen liess kaum einen Zweifel an einer Verbindung mit den römischen *Orsini*. In *Zernez* setzten die *Flachs* bestimmt die römischen *Flacci (Flaccus)*

fort. Die *Moors* oder *Mohren* ihrerseits, mit dem sinnigen Attribut *Aethiopes*, hatten sich ihren Namen in irgend einem römischen Feldzug im nahen Osten ergattert.

Was Wunder, dass selbst gescheite Männer durch solche zwingende Beweise in Verzückerung gerieten? Einer davon, Petrus Rosius de Porta (*Historia reformationis ecclesiarum Raeticarum*, 1771), verkündet ohne Umschweife: «Qui vero Oenanam vallem, dictam Engadinam peragraverit, is Latium, Hetruriam, Campaniamve obambulare se credit». (Wer das Inntal, das heisst das Engadin, durchwandert, wähnt sich in Latium, in Campanien oder in Etrurien.) So hatten diese römischen Flüchtlinge, wenn nicht die Fruchtbarkeit italischer Erde, wenigstens einen Hauch südlicher Sonne und mediterranen Lichtes in die «feine», aber «rauhreifgefährdete» Wahlheimat hinübergerettet. Sie durften, zumindest was die Helden anbelangt, in den Ruf Vergils einstimmen: «Salve, magna parens frugum, saturnia tellus, magna virum!»

Ähnliches vermeint man von Philipp Gallicius zu hören, wenn er im Vorwort zum Neuen Testament von Jachiam Bifrun (1560) ausruft: «Cvnbain che la nossa terra d’Agnedina es sü l’g laer ün hôta terra & suluédgia, schi s’ho ella impercho saimper achiateda cun lieud humaungia, & cun scheruellas tiers tuot ufficis & bellas chioses, adêstras». (Obschon unser Engadin ein hochgelegenes Land ist, hat es seit je kultivierte Leute hervorgebracht und gescheite Köpfe, zu allen Ämtern und schönen Dingen geeignet und fähig.)

Im Jahre 1775 schrieb *Joseph Planta*, der aus Susch stammende damalige Direktor des Britischen Museums in London, eine kurzgefasste «Geschichte der romanschen Sprache». Sie wurde zusammen mit der Grammatik und dem Wörterbuch Conradis (1820, 1823) zum eigentlichen Ausgangspunkt für die Erforschung des Rätoromanischen. Wenn er darin auch neue Aspekte aufzeigt, von den alten Theorien kann sich Planta nicht lösen. Tschudis Ausführungen erlauben ihm vielmehr, die sprachliche Gliederung Romanischbündens, insbesondere das Zerfallen in zwei Hauptdialekte: Ladinisch und Surselvisch (Romontsch), wie es schien, plausibel zu machen. Einen Grund dafür sah er darin, dass die früh eingewanderten Etrusker sich nicht mit den Leuten der oberen Alpentäler vermischten. Dadurch entzogen sich diese in stärkerer Masse als das übrige Rätien dem etruskischen und später auch dem römischen Einfluss.

*

In der Aufklärungszeit beginnt eine Auflockerung der Ansichten. Lange vor Ruffinatscha hat der englische Reiseschriftsteller *William Coxe* die Deutungen im luftleeren Raum angezweifelt. In Zuoz zeigt ihm ein Herr Planta allen Ernstes die Rudera des Lagers des Räterbezwingers Drusus, was der skeptische Engländer mit einem milden Lächeln quittiert. In S-chanf begegnet er seinem tüchtigen Gewährsmann in rätoromanischen Fragen, dem Theologen und Gastwirt Petrus Rosius de Porta, für den er grosse Bewunderung hegt. Im Plantaturm zu Zernez sitzt Coxe über dem handschriftlichen Geschichtswerk Champels (eine Kopie davon hatte er schon in Mailand in der Bibliothek des Grafen von Firmian flüchtig zu Gesicht bekommen) und macht davon Auszüge. Für die zahlreichen etymologischen Spielereien Champels hat er wenig übrig. «Denn Etymologen (sic!) sind zu geneigt, ein Lieblingssystem zu erbauen, indem sie irriger Weise Ähnlichkeit der Theile für Ähnlichkeit des Ganzen nehmen, und aus einigen ähnlichen Ausdrücken in zwei Sprachen, welche in andrer Rücksicht wesentlich verschieden sind, schliessen, dass sie von Einem Stamme herrühren». Später stellt Coxe ziemlich trocken fest, dass die Rheinwaldner ein anständiges Deutsch reden und somit nicht vom Himmel gefallen sein können.

*

Eine Erscheinung für sich ist der Disentiser Konventuale *Placidus à Spescha*. Graham Brown bezeichnete ihn als «vielleicht den ersten wahren Bergsteiger». Das ist nicht zuviel gesagt, wenn man die lebendigen Schilderungen seiner zahlreichen Klettertouren und Bergreisen liest. Dem Stosseufzer des Klosterchronisten anlässlich seines Ablebens (1833) «Deus sit ei propitius et clemens» kann man entnehmen, dass Spescha ein unbequemer Konventuale war. Er erstieg in der Tat lieber den Piz Avat (den Berg mit der Silhouette einer Inful) im Tödimassiv, als dass er sich nach seinen vielen Eskapaden dem Fürststift seines Klosters zu Füssen warf. «Ich hatte ja oft Gestalt und Kleidung der Äbte von Fuss aus betrachtet; nun wollte ich auch einmal von ihrer Mütze herabsehen, wie sie wären». Namentlich seiner ausserordentlichen Kenntniss des Landes wegen und seiner Fähigkeit, lesbare Karten zu zeichnen, wurde der franzosenfreundliche Pater 1799, zusammen mit anderen Geiseln, nach Innsbruck deportiert. Er fand sich in der kulturell aufgeschlossenen Tiroler Hauptstadt bald zurecht. Reisen in die nahe und weitere Umgebung Innsbrucks, auf den Patscherkofel, nach Schwatz nützt er, um «den Spuren der rätischen Nation nachzugehen». Bei Spescha

kann man ansetzen, wo man will. Überall geht ein Phantast mit einem weitsichtigen, praktisch veranlagten Mann einher. Für ihn ist das Romanische ein sicherer Nachkomme der «hetruskischen» Sprache. Und da, nach Ausweis antiker Quellen, die Etrusker aus Asien nach Italien gekommen sein sollen, zögert er nicht, anhand haarsträubender Ableitungen, das Rätische einmal von der babylonischen Sprachverwirrung (rom. *balbegiar* «stottern»), ein andermal direkt vom Paradies (rom. *ei para dis* «der Tag bricht an») und weiter von Noahs Söhnen Sem und Lud abstammen zu lassen.

Daneben erstellt er Karten von erstaunlicher Präzision, wobei er auch die Orts-, Flur- und Flussnamen nicht vergisst. Die 1930 wiederaufgefundene Karte «La Cadi e ses confins» (Die Landschaft Disentis und ihre Grenzen) zeigt eindrücklich, wie Spescha seiner Zeit voraus war. Es ist nicht eine Darstellung aus zweiter Hand, sondern eine voll und ganz selber erwanderte Karte. Sie mutet uns wie ein erster Versuch zum Rätischen Namenbuch an. Ja Spescha verwirklicht hier im Kleinen, was diesem aus technischen und finanziellen Gründen im Grossen versagt blieb: eine Verbindung von Ortsnamen und Karte, das heisst eine ziemlich genaue Lokalisierung der Namen im Gelände. Den Alpinisten Spescha fesseln, neben den Dorf-, Gemeinde-, Fluss- und Talnamen, ausschliesslich die Benennungen der Alpenregion, von den Maiensässen aufwärts. Gerade für die Grenzgebiete der Cadi zu Uri und zum Tessin hat er verschiedene Namen festgehalten, die man sonst vergeblich sucht. So das *Val Vaglauna* für das *Fellital* (auch *Fällene* genannt), das *Val da Fier* (Eisental) für das *Maderanertal*, das *Val Carauns* (Tal der Kehren) für das *Etzlital*. Gegen das *Palenzertal* (Blenio) ist es das *Val Segn* oder *Surda* (das Tal von Sta. Maria) usw.

Über den Namen des Tödi, den der 72jährige Spescha zum sechstenmal vergeblich bestürmte, macht er beiläufig eine Bemerkung, die, wäre sie bekannt gewesen, der Forschung irriige Deutungen erspart hätte. «Oediberg – so nennt oft der Glarner den Tödiberg». Was hätte näherliegen können, als diesen «Oediberg» mit schweizerdeutsch «Ödi» (Öde, Einöde) in Beziehung zu bringen. Auch für den zweiten Namen des Piz Badus, den für rätoromanische Ohren fremd klingenden *Six Madun*, ist seine Feststellung bemerkenswert, wonach die Urseler ihn «Sechsa Maduna » oder «Sechs Madun» nennen. Der Berg ist allem Anschein nach von Westen oder Süden her mit diesem Namen bedacht worden. In Caveragno (Maggiatal) existiert nach Salvioni ein Appellativ *madóm*, Plural *madói*, als Bezeichnung für die höchsten Berggipfel, das zweifellos mit *Madun* (zu lat. *meta*, *metone*, «Säule, Haufe») identisch ist.

In den Studierstuben stritten sich die Forscher vor allem anhand der Ortsnamen um die Herkunft des «antiquissim lingua da l’Aulta Rhaetsia» (Spescha). Etruskisch oder Keltisch, das war die Frage. Die Unkenrufe des originellen Theologen und Mathematikers W.L. Christmann (Nachricht von der sogenannten romanischen Sprache, 1819) an die Adresse der hemmungslos etymologisierenden Linguisten verhallten wirkungslos. Vgl. dazu oben Nr. 2, IV.

*

Unbekümmert um diese Warnsignale, durchstreifte um 1842 der bayrische Advokat und Schriftsteller *Ludwig Steub* die rätschen Alpentäler, staunend über die seltsam klingenden Namen. Mehr und mehr wollte es ihn «bedünken, dass sie etwas Wichtiges zu bedeuten hätten... und dass sie dem, der ihre Sprache verstehen lernte, ein grosses Geheimnis aus uralter Geschichte erschliessen würden». Steub befragt zunächst das Keltische, vermag aber nirgends anzuknüpfen. Die Schuppen fallen ihm von den Augen, als er das Etruskische beruft. Im Stamm und mehr noch in der Endung stellt sich Parallele zu Parallele. Kein Zweifel für ihn: In den Alpen lebt – wenigstens in den Ortsnamen – die etruskische Sprache weiter. Seine Gedanken hat Steub in den «Uhrbewohnern Rhätians» (1843) niedergelegt. Mit seinem starren etruskischen System stiess er nicht überall auf Verständnis. Unter anderem rief ihn der schon genannte *Rufinatscha* zur Ordnung. Da dieser nachweisen konnte, dass Steub sogar seinen eigenen Namen, *Rufinatscha*, der doch nichts anderes als «Erdschlipf, Rüfe» bedeutete, unter das rasennische Joch gedrückt hatte, stand es um die Steubsche Konzeption schlecht. Der forensisch gebildete Steub konterte jedoch nicht ungeschickt und setzte «Pater Erdbruch», wie er von nun an *Rufinatscha* sarkastisch anredet, hart zu. Im übrigen liess sich der Bajuware, den ein Salzburger Widersacher despektierlich den «bekanntesten etymologischen Kommis voyageur» nennt, keineswegs von seinem Vorhaben der systematischen Erforschung der rätschen Namen abbringen. Im Jahre 1848 erscheint das «Taschenwörterbuch der raetoromanischen Sprache» von *Otto Carisch*. Steub erkennt sogleich die Bedeutung dieses Werkes für die Aufhellung der rätschen Ortsnamen. Nun lösen sich auch für ihn viele Probleme von selbst. Er muss gestehen, dass ihn die Etruskomanie zu Übertreibungen verleitet hat. So steckt er in der «Rätschen Ethnologie» (1854) die etruskischen Grenzpfähle weit zurück.

Steubs Ergebnisse fanden hingegen den Beifall der Italiener, die in Südtirol auch auf toponomastischem Gebiete sehr rührig waren. Im Hinblick auf eine angestrebte Verlegung der Landesgrenzen an den Alpenkamm, das heisst an den Brenner, kamen ihnen die Etrusker durchaus gelegen. Frappanti, ein Trienter Professor, bereitet im stillen schon die neue Nomenklatur vor. Der hellhörige Steub merkte wohl, dass sich hier die Vorboten unglückseliger Verwicklungen ankündigten. Vgl. dazu oben Nr. 2, X, N. 133.

Obschon die Etruskertheorie Steubs als überholt betrachtet werden muss, hat die spätere Ortsnamenforschung bei ihm allerhand gelernt. In Stichworten gefasst: die Notwendigkeit einer möglichst systematischen und umfassenden Erhebung des Namengutes, eine vollständige Sammlung des rätoromanischen Sprachschatzes, die Bedeutung und Problematik der urkundlichen Formen. Auch einzelne Ideen und Gedankengänge Steubs trifft man später in anderer und differenzierterer Form wieder.

Ein weiterer Liebhaber rätischer Ortsnamen ist der französische General *Th. Parmentier* (*Vocabulaire rhétoroman des principaux termes de chorographie*. Paris 1896). Er kommt offenbar von der Geographie und Topographie her. Das Namenmaterial schöpft er aus den von ihm zu Recht gerühmten Landeskarten der Schweiz. Militärisch sachlich stellt er die Parallelen zusammen, die ihm vom Gotthard bis hinunter ins Friaulische begegnen, und reiht sie mit Hilfe der vorhandenen Wörterbücher (Carigiet, Conradi, Carisch, Pallioppi, Pirona) unter ein rätoromanisches Stichwort. Es entstand damit zwar kein etymologisches Wörterbuch (Parmentier vermeidet zudem unklare Namen), aber doch ein brauchbares Kompendium von Appellativa, die dem Laien die Bedeutung des Namens erschliessen.

*

August Kübler (Die romanischen und deutschen Örtlichkeitsnamen des Kantons Graubünden, 1926) und Robert von Planta, mit grösserer Fach- und Sachkenntnis ausgerüstet, haben dann der Namenforschung in Bünden neue Wege gewiesen und ihr neue Ziele gesteckt. Das soeben erschienene *Rätische Namenbuch II* (Etymologien) von A. Schorta setzt einen vorläufigen Schlusspunkt hinter die damals eingeleitete Forschungsarbeit. Es berührt sympathisch, wenn der Verfasser darin betont, sein «Hauptanliegen» sei es nicht gewesen, in Substratfragen ein Wort mitzureden, sondern soweit als möglich «die Namensschichten von oben her abzutragen». Dieses behutsame, von wissenschaftlicher Redlichkeit zeugende Vorgehen hat sich gelohnt. Es hat uns in mancher Beziehung nicht nur eine Entschlüsselung, sondern oft auch eine «Entzauberung» der rätischen Namen gebracht.